

An aerial photograph showing a vast, dense forest landscape. A winding river flows through the center of the forest, with a sandy bank visible on the left. In the background, there are rolling hills and mountains, some with patches of snow or light-colored rock. The sky is filled with large, white, fluffy clouds. The overall scene is a lush, green, and expansive natural environment.

Markus Mauthe hat sich die Dokumentation aller grossen Urwaldgebiete der Erde zur Lebensaufgabe gemacht. Er zeigt das Leben in Regionen unserer Erde, die abseits der normalen Reiserouten liegen. Er zeigt, wie grossartig, einmalig und schützenswert diese letzten unberührten Lebensräume sind. In dieser Reportage beschreibt er seinen äusserst schwierigen, beharrlichen Weg in den Regenwald Afrikas.

Expeditionen
in die **grünen** Paradiесе
unserer Erde

Von Markus Mauthe (Text und Bilder)

PLANET DER WÄLDER





Mein Weg in die Wälder

Wie weitreichend die Wälder der Erde mein Leben verändern sollten, konnte ich vor fünf Jahren nicht erahnen. Ich war auf der Suche. Jahre lang hatte ich mit Diavorträgen über fremde Länder meinen Lebensunterhalt verdient. Doch je mehr ich von der Welt zu



Für sein Wald-Engagement nimmt Markus Mauthe auch die mühsamsten Expeditionsbedingungen in Kauf.

sehen bekam, desto unzufriedener wurde ich mit dem, was ich tat.

Man müsste fast blind sein, um nicht wahrzunehmen, dass sich unsere globalisierte Welt rasant verändert. Der moderne Reisende ist weniger Entdecker von Neuland, sondern eher ein erstaunter Chronist, der feststellt, dass die positiven wie negativen Auswüchse der Neuzeit mal wieder schneller vor Ort waren als man selbst. Besonders sensibel habe ich seit je auf Naturzerstörung reagiert. Davon habe ich schon zu viel gesehen. Ich war also auf der Suche nach neuen Horizonten in meinem Leben.

Da stiess ich eines Tages im Greenpeace-Magazin auf einen grossen Bericht über die «fantastischen Sieben»; d.h. alle sieben grossen Urwaldregionen wurden vorgestellt. Als ich schwarz auf weiss las, dass schon 80% aller natürlichen Waldgebiete auf unserer Erde durch menschliche Einwirkung eliminiert wurden, war mir sofort klar, wofür ich meine Energie einsetzen wollte. Hier sah ich eine reale Chance, meine Sehnsüchte nach Reise-

und Naturerlebnissen mit meinen beruflichen Fähigkeiten als Fotograf sinnvoll zu kombinieren.

Ein Anruf bei den Umweltschützern in Hamburg folgte. Ich liess die Wald-Campaigner in meinen bisherigen Büchern blättern, hielt einen Diavortrag in voller Länge (vor genau zwei Zuschauern, in einem Saal mit 300 Sitzplätzen, den ich extra zu diesem Zweck gemietet hatte) und stellte ein Medienprojekt vor, das die globale Waldthematik in den Fokus möglichst vieler Menschen rücken sollte.

Mein engagierter Einsatz blieb offenbar nicht ohne Eindruck, denn einige Wochen später bekam ich eine erste Chance, meinen Worten auch Taten folgen zu lassen. Die erfolgreiche Arbeit von Greenpeace beruht sehr stark auf medialer Präsenz, die besonders durch Bilder erzeugt wird. Weil es von Afrika bisher kaum verwendbares Material gab – und wohl auch um meine Fähigkeiten zu testen – war mein erstes Auftragsziel der zweitgrösste Tropenwald der Erde: das Kongobecken in Afrika.

Es wurde die anstrengendste und aufregendste Reise meines Lebens.

Das grüne Herz Afrikas

Wie bereitet man sich auf solch eine Reise vor? Ich hatte einige Telefonnummern von Kontaktleuten, die in Kameruns Hauptstadt Yaounde leben, eine nigelnagelneue digitale Fotoausrüstung im Rucksack und jede Menge Idealismus in mir, als ich mich auf die Reise begab. Der Idealismus sollte in den kommenden elf Wochen des öfteren stark auf die Probe gestellt werden – und die Ausrüstung hätte ich beinahe schon bei der Einreise am Zoll verloren, wäre ich nicht von einem Greenpeace nahestehenden Deutschen, der in der Entwicklungshilfe arbeitet, abgeholt und fast mit Gewalt durch die Kontrollen gezerrt worden.

Fast drei Wochen diente mir sein Haus als Basis und Unter-

schlupf, bis ich alles vorbereitet hatte, um den Wald wirklich von innen zu sehen. Es waren drei Wochen, die mir Gelegenheit gaben, mich auf die fremde Welt um mich herum einzustellen und mich an die für Europäer fast unerträgliche tropische Hitze halbwegs zu gewöhnen.

Im Haus meines Freundes arbeitete Eunice als Haushälterin. Eine Studentin, die anfänglich meine Reisevorbereitungen mit Argwohn beobachtete, nach längeren ausführlichen Gesprächen aber doch neugierig wurde und sich dann später sogar anbot, mich als Übersetzerin zu begleiten. Unser Ziel war der Norden des Nachbarlandes Gabun. Da sie vorher noch nie im Ausland gewesen war, mussten wir ihr gültige Reisepapiere beschaffen. Dies war mit grossem Aufwand verbunden und zeigte mir, dass die allgegenwärtige Korruption nicht bei den vermeintlich reichen Weissen aufhört, sondern eigentlich jeden betrifft. Die Wartezeit auf die notwendigen Unterlagen verkürzten wir mit diversen Exkursionen.

In den Strassen und auf den Märkten Yaoundes bekam ich eine erste Vorahnung der Probleme, die leider zum Alltag gehören: Unzählige, mit riesigen Baumstämmen beladene Lastwagen bilden einen festen Bestandteil des Stadtbildes. Und obwohl es offiziell verboten ist, Wildtiere zu jagen, ist es selbst für mich als Tourist kein Problem, auf den vielen Märkten zu sehen, wie von Waldbewohnern reger Handel mit Buschfleisch getrieben wird.

Was mir auffiel, war Eunices Abneigung gegen jede Art von Menschenaffen – die sie mit vielen ihrer Mitmenschen teilte. Dabei sind die Gorillas, Schimpansen und Bonobos, welche die Wälder des Kongo so sehr bereichern, doch unsere nächsten Verwandten! Zwischen 97 und 98 Prozent des Gorilla-Erbguts (bei Schimpansen und Bonobos sind es sogar 98,4 Prozent) sind mit der menschlichen DNA identisch. Bemerkenswert ist,

dass Schimpansen und Bonobos den Menschen sogar näher verwandt sind als den Gorillas. Die Zusammensetzung des Immunsystems bzw. des Bluts ist beispielsweise so ähnlich, dass unter bestimmten Umständen sogar eine Bluttransfusion zwischen Schimpansen und Menschen möglich erscheint.

In einem Waldgebiet etwas ausserhalb der Stadtgrenzen erblickte ich dann auch zum ersten Mal lebende Menschenaffen. Diejenigen, die es bis in dieses eingezäunte Hilfsprojekt schaffen, haben Glück gehabt. Oft sind es Jungtiere, deren Eltern von Wilderern getötet worden sind, und die allein im Wald keine Chance zum Überleben hätten. Ein Waisenhaus für Affenkinder. Dutzende sind es jedes Jahr, die hier landen. Die Zahl derer, die nicht gefunden werden, ist wohl leider ungleich höher.

Zu diesem Zeitpunkt war es meiner Begleiterin nicht möglich, sich einem dieser Tiere zu nähern, ohne sich zu ängstigen oder gar Ekel zu verspüren. Das hat mich sehr erstaunt. Doch Eunice hat mir im Laufe der nächsten Wochen auf eindrückliche Weise vorgelebt, wie Menschen in der Lage sind, Vorurteile abzubauen.

Aufbruch in die Wildnis

Mit dem Flugzeug ist die Reise nach Libreville in Gabun ein Katzensprung. Von der Hauptstadt bringt uns der Nachtzug recht komfortabel ins Landesinnere. Morgens um halb vier ist die Nachtruhe zu Ende. Die Zugverbindung endet mitten im Nirgendwo und die Reise geht auf ungeteerten Strassen mit dem Lastwagen weiter.

Wir sitzen eng zusammengepfercht auf dem offenen Verdeck mit zehn anderen Reisenden und schaukeln Stunde um Stunde unserem Ziel entgegen: der Stadt Makokou. Es sind diese Eindrücke, die Afrika so einzigartig ma-

Der Regenwald generiert Sauerstoff und Nutzwasser für die Menschen.



chen. Kein Mensch beklagt sich über den dichten Staub, der alle und alles einhüllt, oder über die Schlaglöcher und die Enge, die kaum ein Ausstrecken der Beine ermöglicht, oder über die alte Frau, die sich stundenlang übergeben muss. Keiner ist genervt vom ohrenbetäubenden Wehklagen einer anderen Mitreisenden, die wohl den Tod eines ihr nahestehenden Menschen beweint. Und als es im Morgengrauen wie aus Kübeln giesst, wirkt dies fast schon wie Erlösung.

Makokou, das am grossen Ivindo Fluss liegt, habe ich mir ausgesucht, weil es idealer Ausgangspunkt für eine ausgedehnte Expedition ist. Nördlich von Makokou bis an die Grenze Kameruns sind weite Teile des Waldes seit einigen Jahren in Form des Minkebe-Schutzgebietes vor menschlichem Eingriff geschützt.

Gabun ist fast vollständig mit Tropenwald bewachsen. Fast schon vorbildlich, zumindest im Vergleich mit anderen afrikanischen Ländern, sind inzwischen über zehn Prozent der Landesfläche unter Naturschutz gestellt. Doch leider sind grosse Teile des übrigen Gebiets als Einschlagskonzessionen an grosse internationale Holzkonzerne vergeben.

Hier zahlt sich nun unsere ausführliche Vorbereitung aus Yaounde voll aus. Keine zwei Tage nach unserer Ankunft in Makokou fahren Eunice und ich zusammen mit acht Begleitern in einem motorbetriebenen Einbaum auf dem Ivindo nach Norden. Unsere Kameraden sind zum einen Wildhüter, die helfen sollen, die illegale Jagd nach Buschfleisch im Schutzgebiet zu unterbinden, zum anderen sind es Männer aus der Stadt, die wir

als Träger angeheuert haben. Der Ivindo ist teilweise über einen Kilometer breit und schon kurz nach Ende der letzten menschlichen Ansiedlungen von dichtem Urwald umschlossen, der sich wie ein grünes Band am Horizont abzeichnet.

Zwei volle Tage dauert unsere Reise auf der Wasserstrasse nach Norden. Irgendwann biegen wir in einen kleineren Fluss, der in den Ivindo mündet, und ein handgeschriebenes Schild an einem Baum verkündet, dass wir uns ab sofort im Schutzgebiet befinden. Die Sonne brennt gnadenlos auf unsere Köpfe und der Fahrtwind ist nicht stark genug, um uns die Tsetsefliegen vom Leib zu halten. So gut es geht, schützen wir uns vor Sonnenstrahlen und lästigen Fliegen. Dennoch sind wir jeden Abend mit vielen Stichen reich «geseget». Dabei haben

wir den eigentlichen Wald noch gar nicht betreten.

Wenn Wildern zum normalen Alltag gehört

Schon die erste Nacht wird zur Mutprobe: Wir landen in einem Lager, das von einigen Familien am Flussufer aufgeschlagen wurde. Das Gebiet wurde seit jeher als Jagdgebiet und zur Fischerei genutzt. Mit der Einrichtung des Parks wollte und konnte man die ansässigen Menschen nicht vertreiben. Es ist ihnen immer noch gestattet, in den Flüssen des Parks zu angeln, die grossen Tiere hingegen sind inzwischen strikt geschützt. Die Dunkelheit hat das Land schon fast eingehüllt, als wir das Lager erreichen. Wir wundern uns, dass fast nur Frauen und Kinder vor den aus Plastikplanen und





Stöcken notdürftig zusammengebauten Zelten sitzen.

Müde vom langen Tag auf dem Fluss falle ich recht bald auf meine Isomatte. Kurze Zeit später dringen laute Geräusche in mein Unterbewusstsein. Ich höre aufgeregte Stimmen. Und plötzlich wird der Reissverschluss meines Zeltes geöffnet. Die Männer sind zurück und natürlich nicht sehr erfreut, eine Gruppe Wildhüter



Der Raubbau an den jahrhundertalten Baumriesen nimmt immer extremere Formen an. Das wertvolle Holz endet oft bloss als Esstättchen oder gar WC-Papier.

als Gäste in ihrem Lager zu haben. Schnell wird mir klar, dass diese Menschen natürlich nicht bloss beim Fischen waren.

Ich werde zu einem Einbaum geführt, in dem zwei grosse Wildschweine liegen. Zur Dokumentation fordert mich einer meiner Begleiter auf, diese illegale Tat zu fotografieren. In diesem Moment geht mir der Gedanke durch den Kopf, dass die Jäger die Tiere wohl nicht mit blossen Händen erlegt haben – und dass meine Kameraden allesamt unbewaffnet sind. Was passiert, wenn die Situation eskaliert? Viele der in den Wäldern lebenden Menschen jagen, um ihre Familien zu ernähren, es geht hier um Existenzen.

Wie erklärt man diesen Leuten, die nie etwas anderes gesehen haben als ihren Wald und ihre Flüsse, dass sie das, was ihre Vorfahren seit Jahrhunderten getan haben, heute nicht mehr tun dürfen? Die Uniform der Wildhüter scheint unserer Gruppe einen gewissen Respekt zu verschaffen. Aus dem Streit wird eine Diskussion.

Spätersitzen alle gemeinsam am Lagerfeuer und teilen das Abendessen. Ob es meinen Kameraden wirklich gelungen ist, die Gründe für die Schutzmassnahmen verständlich zu machen? Ob diese Familien jetzt tatsächlich aufhören werden, Wildschweine, Affen und

Elefanten zu jagen? Wohl kaum, denn diese Menschen haben gar keine Chance, das wahre Ausmass des Dilemmas zu überblicken, in dem sich die Tiere des Waldes befinden. Ebenso wie wir Europäer essen auch die Menschen im Kongobecken gerne Fleisch. Während bei uns Hühnchen oder Rind auf dem Teller landen, ist es hier in Zentralafrika Affen- oder Elefantfleisch.

Solange die Wälder intakt waren und die vereinzelt Stämme nur zum Eigenbedarf gejagt haben, konnten sich die Bestände der gejagten Tiere immer wieder erholen und der ökologische Kreislauf blieb intakt. Es sind die im Wald angelegten Strassen der Holzkonzerne, die eine bedrohliche Entwicklung eingeleitet haben. Jede Strasse bietet Wilderern und Neusiedlern leichten Zugang in ein bis anhin unberührtes Waldgebiet. Menschen aus den Savannen, die bisher als Ackerbauern gelebt haben, siedeln sich an und erhöhen den Druck auf das Ökosystem.

Inzwischen gelten alle Grosstierarten als gefährdet, denn die immer zahlreicheren Jäger erlegen die Tiere nicht mehr allein, um selber satt zu werden, sondern um damit Handel zu treiben. Besonders in vielen Restaurants der grösseren Städte ist Bushmeat nach wie vor sehr beliebt.

Als wir am nächsten Morgen das Lager verlassen, ist die Stimmung friedlich. Die Familien dürfen das Fleisch behalten und werden es wohl bald nach Makokou bringen.

Acht Lager passieren wir auf unserem Weg ins Zentrum des Schutzparks. Meist sind die Camps verlassen, da sich die Menschen im Wald aufhalten. Doch fast an allen Plätzen sehen wir grosse Mengen geräucherter Fleischstücke, die eine allzu deutliche Sprache über die Aktivitäten der Leute sprechen.

Schicksal der Waldelefanten

Je schmaler der Flusslauf wird, desto schwieriger wird das Vorkommen. Immer wieder lie-

gen Baumstämme quer über den Fluss, manchmal müssen wir das Boot gänzlich aus dem Wasser heben. Am Abend des zweiten Tages ist der Fluss nur noch ein Bächlein. Hier endet für uns die Reise auf dem Wasserweg. Laut Aussage meiner Begleiter sind von hier an – zumindest offiziell – noch keine Aussenstehenden im Wald unterwegs gewesen. Es ist für mich das erste Mal, dass ich mich in unberührte Wildnis begeben, ohne Pfade oder Wege, geleitet nur von den Daten des Satelliten-Navigationsgerätes.

Unser Ziel muss ca. 20 bis 30 Kilometer vor uns liegen, irgendwo in der schier Unendlichkeit der Bäume. Es ist eine geologische Besonderheit, die mich dazu gebracht hat, nach Minkebe zu reisen. Während die Landschaft zum grössten Teil eine brettflache Ebene ist, gibt es hier inmitten des Waldteppichs sogenannte Inselberge – ähnlich dem Ayers Rock in Australien, aber bewachsen und natürlich weniger gross. Die Gipfel der Inselberge sollen es uns ermöglichen, den Urwald über die Baumwipfel hinweg zu fotografieren.

Die kommenden Tage sind gleichzeitig faszinierend und körperlich grenzwertig. Vom ersten Schritt an lässt uns der Dschungel spüren, dass dieser Lebensraum für Menschen eigentlich nicht geeignet ist. Zwischen den grossen, Jahrhunderte alten Urwaldriesen gibt es auf dem Waldboden fast keinen Millimeter Platz, der nicht mit dichtem Unterholz bewachsen ist. Meist brauchen wir für einen Kilometer mehr als eine Stunde. Zwei Männer vorneweg schlagen mit der Machete eine Schneise durchs Dickicht, die anderen folgen wie eine Perlenkette aufgereiht hintereinander. Eunice wurde zu Beginn der Expedition von der ganzen Manneschar etwas belächelt. Keiner traute ihr so recht zu, die Strapazen dieser Expedition durchzustehen. Es dauert nicht lange, da hat sie

Vereinzelt erheben sich Inselberge aus dem Urwaldmeer Zentralafrikas.

Von Markus Mauthe ist kürzlich ein eindrücklicher Bildband erschienen:

Planet der Wälder

Die grünen Paradiese der Erde

Bucher Verlag, Fr. 63.–, ISBN 978-3-7658-1668-0

In einzigartigen Bildern ist es dem Fotografen gelungen, die Vielfalt und Schönheit des Lebensraums Urwald mit der Kamera einzufangen.

Er war in den letzten fünf Jahren in allen grossen Waldgebieten der Erde unterwegs und kam dabei unter anderem in Gebiete, in die noch nie zuvor ein Mensch einen Fuss gesetzt hat. Zahlreiche Artikel von anerkannten Umweltschützern machen den Band zu einem eindringlichen Erlebnis.





sich den Respekt auch des letzten Zweiflers verdient, denn sie stellt sich als eine der zähesten der ganzen Gruppe heraus.

Sie ist es auch, die am kommenden Tag den Elefanten entdeckt, der ganz in der Nähe von einer Kugel getroffen im Unterholz liegt. Es ist ein grauenhafter Anblick. Der Elefant muss, nachdem er von den Jägern getroffen wurde, noch Kraft gehabt haben, sich davonzuschleppen. Ein Zufall, dass wir ihn vor seinen Häschern entdecken. Als wir zwölf Tage später auf unserer Rückkehr wieder dieselbe Stelle passieren, sind nur noch ein paar Knochen von dem Tier übrig – und Tausende von Maden, die sich an den Überresten laben. Der Gestank ist unerträglich. Die Wilderer haben den Elefanten natürlich aufgespürt, ihn in Teile zerlegt, um ihn auf den Märkten von Ma-

kokou zu verkaufen. Dies ist in doppelter Hinsicht sehr traurig: Denn zum einen sind wir hier ja schon tief in einem Schutzgebiet, das den Tieren eigentlich als Rückzugsraum dienen sollte, zum anderen sind besonders die Waldelefanten massiv vom Aussterben bedroht.

Waldelefanten sind mit ihrer Schulterhöhe von bis zu 2,40 Metern das drittgrösste Landsäugetier der Erde. Bis vor hundert Jahren hielt man die Tiere für eine Legende, bestenfalls für eine Gruppe verirrter Steppelefanten. Inzwischen sind die «Kleinen Elefanten» bei Wissenschaftlern genetisch als eigene Unterart, oftmals sogar als eigene Art klassifiziert.

Neben diesen schrecklichen Begebenheiten ist es immer wieder der Wald selbst, der mich in Staunen versetzt und diese Reise

zu etwas so Besonderem macht. Wir sehen riesige Würgefleigen, unzählige Schmetterlinge, Schildkröten, Wildschweine, finden verschiedene essbare Nüsse und Pilze, passieren bis zu einem Meter dicke Lianen und Jahrhunderte alte Baumriesen.

Der Reichtum an Schöpfung lässt mich immer wieder demütig innehalten und ich kann weniger denn je verstehen, dass der Mensch es sich anmass, diese Wunderwelt – meist aus reiner Profitgier – zu zerstören.

Odyssee zu Inselbergen

Von Zeit zu Zeit müssen wir – bis zur Brust im Wasser watend und den Rucksack hoch über die Schultern hebend – grosse Sümpfe durchqueren. In diesen Augenblicken geht mir jeweils durch den Sinn, dass hier sieben ver-

schiedene Giftschlangen leben, die auch im Wasser vorkommen, was meinen Mut zum Weiterwaten nicht gerade verstärkt.

Immer wieder blicken zwei meiner Kameraden auf das GPS-Gerät und vergleichen die Daten mit einer handgezeichneten Karte, die die Region allerdings nur sehr vage wiedergibt. Diese Aktionen geben uns jeweils willkommene fünf bis zehn Minuten Pause zur Erholung.

Erst am dritten Tag im Wald, als die GPS-Pausen immer länger werden, und die dazugehörige Unterhaltung immer aufgeregter, werde ich misstrauisch. Es dauert eine ganze Weile, bis ich meinen doch peinlich berührten Freunden die entscheidende Antwort entlocken kann – und die trifft mich dann wie ein Hammerschlag: Die Jungs haben zwar das GPS-Gerät eingepackt,





aber den Zettel, auf dem die geografischen Daten der Inselberge stehen, im Büro in Makokou vergessen. Mir wird mit einem Mal klar, dass wir, seitdem wir den Fluss verlassen haben, durch den Urwald irren und uns mehr oder weniger nur an einer hand-

So beschliessen wir, drei Männer auszuwählen, die den ganzen Weg zurückgehen werden, um die paar so wichtigen Buchstaben zu holen, die uns ans Ziel bringen sollen. Mit der Bitte, sich zu beeilen und zusätzliche Lebensmittel mitzubringen, entlassen wir sie in das Dickicht des Waldes. Wir übrigen richten uns auf mindestens fünf Tage Leben in der Wildnis ein. Ich folge kleinen Bachläufen, um Aufnahmen zu machen; dies ist die beste Art der Fortbewegung, da man keine Machete benötigt.

Eines Nachmittags, ich habe gerade das Stativ aufgestellt, bin ich plötzlich von grossen schwarzen Insekten umgeben, die ohne Vorwarnung auf mich einstechen. In Panik renne ich zurück zum Lager, habe aber schon acht Stiche abbekommen, drei davon in den Kopf. Ich bin ungewollt zu nahe an ein Wespennest geraten und die Tiere haben sich auf sehr wirkungsvolle Art und Weise meiner wieder entledigt. Mit dieser grossen Menge Gift im Körper bin ich handlungsunfähig und bis zur Rückkehr unserer Kameraden faktisch ein Pflegefall. Eunice legt mir nasse Tücher auf die Stiche und erleichtert mir das Leben so gut es geht.

Das Problem ist die Hitze. Im Zelt lässt es sich wunderbar ausstrecken und entspannen, doch tagsüber ist man nach zwanzig Minuten nassgeschwitzt wie in einer Sauna. Ein längerer Zeltaufenthalt hätte einen Kreislaufkollaps zur Folge. Draussen sind es dann Hunderte von kleinen Fliegen, die nur darauf warten, in nackte Haut zu beißen. Abends kommen die Moskitos und Bremsen hinzu. Mir ist inzwischen klar, warum man in den alten Tarzan-Filmen, wenn es um den Urwald geht, immer von der «grünen Hölle» spricht. Lange Kleidung ist trotz der unerträglichen Hitze oberstes Gebot, um die Stiche und Bisse in so gut es geht überschaubaren Massen zu halten.

Nachdem unsere Gruppe knapp fünf Tage später wieder komplett ist, habe ich wieder genügend Kraft, den anderen zu folgen. Unsere Suche geht weiter. Mit aufgefüllten Lebensmitteln und den Zieldaten im Gerät verläuft alles recht problemlos. Zielsicher schlagen wir uns durchs Unterholz und schon gegen Ende des kommenden Tages erreichen wir den Fuss des ersten Felshügels im Dschungel.

Noch am selben Abend mache ich mich an den Aufstieg. Ich will endlich den Wald von oben sehen! Das stellt sich aber als nicht einfach heraus, denn der Inselberg ist komplett mit dichtem Gehölz bedeckt. Nur durch Zufall entdecke ich an einer Abbruchkante eine freie Stelle, an der ein kleiner Erdrutsch freie Sicht ermöglicht.

Es sind genau diese magischen Momente, die das Reisen, und insbesondere das Naturerlebnis, so unvergleichbar und meinen Beruf als Naturfotograf so wertvoll machen. In der Ruhe und Erhabenheit dieser Wildnis sitze ich dort auf dem Felsen und blickte zum ersten Mal auf den Jahrhunderte alten Wald, der sich dreissig Meter unter mir bis über den Horizont ausdehnt und zumindest in diesen Augenblicken endlos erscheint.

Vier Tage geben mir meine Mitreisenden Zeit, diese Region zu erkunden und mit der Kamera festzuhalten. Wir entdecken den höchsten der rund sieben Inselberge. Über hundert Meter ragt er über das Blätterdach des Waldes. Und da er zum Grossteil nur mit Gras bedeckt ist, schenkt er uns von seinem Gipfel aus unvergessliche Panoramaausblicke, die sich für immer in mein Gedächtnis einprägen.

Der Weg zurück ist relativ einfach, da wir uns an unseren eigenen Markierungen orientieren können. Je länger unsere Reise andauert, desto besser kommen Eunice und ich mit den grossen und kleinen Unbequemlichkeiten dieser fremdartigen Umgebung zurecht. Es ist

erstaunlich, an was sich unser Körper gewöhnt, wenn er nur genug Zeit bekommt, sich darauf einzustellen. Als wir nach knapp drei Wochen die ersten Häuser von Makokou am Horizont auftauchen sehen, sind wir zwar erschöpft, aber stolz und glücklich, diese wunderbare Tour gut überstanden zu haben.

Den Raubbau mit der Kamera dokumentiert

Viel später, als ich wieder zu Hause bin und in gewohnter Umgebung über diese Reise ins Herz des afrikanischen Kontinents nachdenke, kommt mir vieles ziemlich unwirklich vor.

Ich bin in diesen elf Wochen eines grossen Teiles meiner Reisekasse beraubt worden, und nie habe ich Korruption so massiv und in so vielfältiger Form erlebt wie in Kamerun. Vom Bankangestellten und den Militärs, von Polizisten und bis hin zum Zöllner – alle haben etwas vom vermeintlich reichen Weissen profitieren wollen, meist mit Erfolg. Ein umgeschnalltes Maschinengewehr oder ein Einreiseverbot sind für uns Besucher einleuchtende Argumente, um nicht konsequent auf unserer Rechtsauffassung zu beharren.

Trotz vielen Widerständen ist es mir auch gelungen, die massive Zerstörung des Tropenwaldes mit der Kamera zu dokumentieren: Nach vielen Wochen der vergeblichen Versuche, mich der Holzindustrie zu nähern, gelang es mir schliesslich doch noch, und zwar mit einem etwas getricksten offiziellen Schreiben, das mich als Journalisten einer vermeintlichen Holzfällerzeitung auswies. Ich gelangte so mit den Holzfällern an ihren Arbeitsplatz und sah, wie Jahrhunderte alte Baumriesen den Ketensägen zum Opfer fielen. Ich folgte den Routen der Trucks, auf denen die riesigen Stämme in den Hafen von Douala transportiert

Der amazonische Regenwald, Lunge der Welt, wird radikal gerodet.



Der gemässigte Regenwald im Süden Chiles und Argentinien ist eine Augenweide. Der Moreno-Gletscher in Südpatagonien bildet ein Mikroklima: Herbstlaub im Spätsommer.

gezeichneten Karte orientieren. Und das seit drei Tagen! Meine «Führer» hatten wohl gehofft, dass wir das Ziel auch ohne die Daten finden, und dass Eunice und mir dieser kleine Fehler nicht auffallen wird. Die klassische Nadel im Heuhaufen... Ich bin echt sauer, aber sich gross aufzuregen, macht die Situation auch nicht besser.



tiert werden. Holzberge auf einer Fläche so gross wie ein Stadtteil warteten dort auf die Verladung, um dann zu den Menschen gebracht zu werden, die zumindest aus der Sicht des durchschnittlichen Afrikaners ohnehin schon sehr reich sind.

Richtig wütend werde ich, wenn ich daran denke, dass auch heute noch, erleichtert durch den gedankenlosen Konsum unserer Gesellschaft, Toilettenpapier, Esstäbchen und andere Wegwerfartikel aus Urwaldholz in den Supermärkten landen. Solange wir Verbraucher unser Verhalten nicht ändern, z.B. durch den konsequenten Kauf von Produkten aus Recyclingpapier, wird der Ausverkauf des Regenwaldes nur sehr schwer zu stoppen sein.

Fast ein halbes Jahr nach meiner Rückkehr erhielt ich eine

E-mail aus Kamerun, die mich sehr erfreut hat: Eunice teilte mir mit, dass sie, angeregt durch unsere Erlebnisse im Wald, ihr Leben in den Dienst der Natur gestellt hat. Sie arbeitet zwischenzeitlich in einer nichtstaatlichen Organisation, die sich die Rettung der Menschenaffen zum Ziel gesetzt hat. Illegaler Handel mit Buschfleisch wird dank Eunice und ihren Kollegen zur Anzeige gebracht. Dadurch wird auch in der Öffentlichkeit ein Unrechtsbewusstsein geschaffen. Der direkte Kontakt mit unseren haarigen Verwandten ist ihr inzwischen zur Herzensangelegenheit geworden.

Jenseits von Afrika

Seit diesen Tagen in Afrika bin ich weitere neun Mal aufgebrochen und habe alle grossen

Urwälder der Erde bereist. Ich habe das Privileg genossen, einige der schönsten Naturlandschaften bestaunen zu dürfen.

Mit den gewonnenen Eindrücken wuchs auch die Verantwortung, mit dem Erlebten sinnvoll umzugehen. Mit ganzem Herzen unterstütze ich die Waldkampagne von Greenpeace, mit der versucht wird, die noch vorhandenen 20% Urwald zu schützen. Wir brauchen diese intakten Ökosysteme für ein stabiles Weltklima und als Lebensraum der meisten Tier- und Pflanzenarten, die auf unserem wunderbaren Planeten zu Hause sind.

So bin ich nach wie vor als Vortragsreferent unterwegs, um mit den erlebten Geschichten und Bildern möglichst viele Menschen für die Natur zu begeistern und zu zeigen, dass eine

bessere Welt durchaus möglich ist. Ich glaube fest daran.

info@markus-mauthe.de

DI A V O R T R Ä G E «Planet der Wälder»

Markus Mauthe bereiste die sieben grossen Urwaldgebiete unseres Planeten: Die tropischen Regenwälder, die sich wie ein Gürtel immer in Äquatornähe um den Planeten ziehen, also Amazonien in Südamerika, das Kongobecken in Afrika und die Regenwälder Asiens, dann die borealen (nordisch kalten) Nadelwälder in Sibirien, Nordeuropa und Kanada, sowie die gemässigten Küstenregenwälder wie in Kanada und in den Tälern von Patagoniens Bergwelt.

Daten, Orte, Infos, Reservationen:
www.explora.ch

